Über die Wahrheit von Vorurteilen: das savoir vivre der Franzosen und die russische Seele

Die Permanenz von Vorurteilen seit 1945 in der ZEIT und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bis heute

von Jürgen Bellers

Wir können uns im Alltag nur bewegen, wenn wir die uns konfrontierenden Ereignisse gemäß erfahrungsgebildeter Bilder der Welt (Vorurteile) einordnen können. Sie sind legitime Vor-Urteile, die deshalb Vor-Urteile heißen, weil sie durch neue Erfahrungen geändert werden können. Nur wenn Vorurteile zu apodiktischen Urteilen werden, sind sie gefährlich.

Das mißachtet die wissenschaftliche Vorurteilsforschung, die letztlich nur die wissenschaftlichen Urteile für berechtigt hält. Die sind jedoch Teil einer universitären Eigen- und Sekundärwelt, die mit dem Leben meist nur noch über Statistiken verbunden ist. Methode ist hier der methodologische und erkenntnistheoretische, zutiefts ideologische Individualismus, der davon ausgeht, dass es nur den einzelnen, je individuellen Menschen gibt, was natürlich höchst fraglich ist. Denn die Menschen haben auch gemeinsame, soziale Merkmale, wie man erfahrungsgemäß weiß. Deutsche sprechen Deutsch und sind durchschnittlich pünktlicher als Brasilianer. Allerdings dürfen Vorurteile nicht dazu führen, dass man diskriminiert. Zu der oft hysterischen Diskussion hierzu sei zudem gesagt: Menschen werden nicht getötet, weil man Vorurteile hat, sondern weil man böse ist. Das setzt allen „Aufklärungskampagnen“ Grenzen.

Wie stabil solche Vorurteile trotz allen Wandels sind, soll hier anhand von ZEIT und FAZ aufgezeigt werden. Sie sind stabil, weil sie über die Zeit bestätigt werden. Die Analyse von Zeitungen ist hier besonders aufschlußreich, weil sie auf einer mittleren Reflexionsebene liegen: das Leben selbst ist zuweilen borniert, und die Wissenschaft bloß abstrakt. Journalisten stecken aber im Leben vor Ort, und der Mißbrauch von Vorurteilen ist in so liberalen Zeitungen

wie FAZ und ZEIT wenig wahrscheinlich.

Wir werden im folgenden Zeitungsartikel zu einigen Ländern und Völkern darstellen, und zwar so, dass zunächst ein Artikel voll wiedergegeben und analysiert wird. Danach folgen Zitate zum Thema bis zur Gegenwart.

FRANKREICH[1]

Wo die Liebe noch regiert

19. Januar 1950 in DER ZEIT

Von unserem Pariser Korrespondenten Jean-Charlot Saleck

In einem Augenblick, da die Kunde von einem geplanten „Schund- und Schmutzgesetz“ im Bereich der Deutschen Bundesrepublik Diskussionen hervorruft, ist ein Blick auf Frankreich interessant. Hier hat eine Polemik Mauriacs eine Umfrage über Wert oder Unwert der „erotischen“ Literatur angeregt...

Paris, Mitte Januar

Eine Polemik Francois Mauriacs gegen die Auswüchse der „erotischen“ Literatur hat dem Figaro Litteraire Anlaß gegeben, der intellektuellen Jugend Frankreichs folgende Frage vorzulegen: Besteht eine Gefahr für das Individuum, für den Staat und insbesondere für die Literatur, wenn das literarische Schaffen die Quelle ihrer Schöpfung in den Kräften der Instinkte und der Unvernunft (demence) sowie in der Ausbeutung des Erotischen sucht?

Obwohl die Zeitschrift sich gehütet hatte, die jungen Leute zu einer Darstellung ihrer ganzen Lebensanschauung aufzufordern, ging die Mehrzahl der eingegangenen Antworten über die gestellte Frage hinaus. Einmal angenommen, die Verfasser der veröffentlichten Briefe verträten wirklich die französische Jugend, dann muß man feststellen, daß es eine „Weltanschauung“, die ausschließlich den jungen Leuten eigen wäre, nicht gibt, und daß die erwachsenen Generationen das Denken und Empfinden der jungen Franzosen vorgeprägt haben. Denn diese jungen Existentialisten, Essentialisten, fortgeschrittenen und konservativen Katholiken, Jungliberalen, Trotzkisten und Stalinisten, als die sie sich selber ausgeben oder erkennbar sind, bieten nichts anderes als das, was die Erwachsenen von Sartre und Camus über Mounier, Gabriel Marcel und Mauriac (in allerdings besserem Stil) für oder gegen die Behandlung des Erotischen in der Literatur hätten sagen können.

Maurice Thorez hat die Antworten seiner jungen Kommunisten wohl mit Schmunzeln gelesen, denn diese halten stramm zu der heute in Rußland

1 Russland ab S. 13

geltenden Devise „Zucht und Sitte“. Der gestellten Frage weicht einer der Jung-Stalinisten mit folgender lapidaren Feststellung aus: „Die sexuelle Verderbnis ist in der Bourgoisie und Aristokratie weitaus größer als in der arbeitenden Masse.“ Dieses von der Psychoanalyse und den Polizeiberichten der ganzen Welt längst widerlegte Märchen ist offenbar unausrottbar. Vor einer einzigen der kommunistischen Antworten wird man stutzig. Sie beginnt mit einem verspäteten, aber immerhin wohlwollenden Rats Die Menschheit hätte besser getan, nicht in den verhängnisvollen Apfel der Eva zu beißen, denn dann wäre uns das Problem von Gut und Böse erspart worden, Jetzt bliebe uns nichts anderes übrig als die Liebe wieder in die Welt einzuführen; nämlich die große Liebe, die zur Menschheit kurzum und die zu Gott (!). Deshalb müsse man den Arbeiter lieben, denn der sei der Bruder jener, welche die Kathedralen erbaut hätten.

Wie beglückt wäre man, durch diese Sätze Herzschlag und Edelmut eines morgendlich naiven Gemütes zu fühlen; doch ach, die seraphische Botschaft des Jung-Stalinisten endet mit einer anthropophagischen Vision: „Die Surrealisten haben uns Hirn vorgesetzt, Jean-Paul Sartre bot uns Kaidaunen, es ist Zeit, daß wir mit dem soliden Rippenstück unserer Väter Bekanntschaft machen.“ L’entrecôte de nos péres – so steht es wörtlich dort, und spätere Exegeten der literarischen Kuriositäten unserer Zeit seien, um falschen Deutungen vorzubeugen, davor gewarnt, in diesem nahrhaften Rippenstück etwas anderes zu erkennen, als die alle Probleme lösende Staats- und Gesellschaftslehre Joseph Stalins.

Aber auch die „revolutionärsten“, der Revolutionäre, die jungen Surrealisten, bringen, gemessen an ihren Vätern Aragon und Breton, nichts, was sie als Jugendliche von den Erwachsenen schiede. Einem, der sich wohl noch nie gedruckt gesehen hat, bietet die Umfrage Gelegenheit, es der Welt einmal gründlich zu stecken: Sie seien stolz, eine Gefahr für die Einrichtungen des Staates zu sein, der Marquis de Sade genieße ihre besondere Bewunderung, und sie seien ständig auf der Suche nach der tausendundeinsten Weise, auf die man dem Liebesakt seinen plastischen und poetischen Ausdruck geben könne...(!) Den surrealistischen Kontinent zu überschauen, das wette er, sei keinem möglich. Wie jeder Kontinent habe dieser Vulkane, deren Ausbrüche die Welt in Staunen setzen würden.

Wie muß es diesen Eruptionskün.tler kränken, daß das französische Volk im Zwielicht der Vernunft dahinlebt und daß seine besten Söhne, auf das surrealistische Feuerwerk verzichtend, mit den bescheidenen Kerzen des Glaubens oder der Forschung das dunkle Jenseits abzuleuchten suchen und es ablehnen, sich ihre an glücklichen – man möchte sagen epischen – Spannungen so reiche Befangenheit in Sachen der Liebe nehmen zu lassen, weder von Breton noch von Sartre. Denn gerade Sartres so hämische Aufdeckung erotischer Miseren kann keinen Anspruch auf nationale Gültigkeit erheben. (Das Schizophrene zieht Sartre selbst dort, wo es nur politisch ist, so sehr an, daß es ihm offenbar entgangen ist, wie unklug er seine „Schmutzigen Hände“ dadurch

abgeschwächt hat, daß der reine Gegenspieler des gesunden, den Schmutz nicht fürchtenden Hoerderer ein kranker, gespaltener Mensch ist, statt ein ebenbürtig normal-proletarischer, dessen Gesundheit den Gegensatz der beiden Männer auf eine ganz andere Höhe gebracht hätte.)

Welch ein Unfug war diese Rundfrage! Denn wer hat geantwortet? Gewiß nicht die Glücklichen oder wenigstens Zufriedenen, also die Mehrzahl. Denn in einem Lande, wo jeder – und die Sprache verrät es – niemals die als natürlich empfundene Begierde mit den Ansprüchen verwechselt, die man an die Liebe stellt, sehen die Psychoanalytiker wenig Kranke in ihren Wartezimmern. Der französische Mensch kennt nicht die Angst vor dem Verlangen des Leibes, welche die Anglosaxonen durch Alkohol überwinden müssen. Und die Hetäre bleibt im öffentlichen Hause, die Madonna in der Kirche; die wirklichen Frauen üben eine unsichtbare Herrschaft aus, geliebt oder hintergangen, aber immer von Huldigung und Respekt umgeben.

Die bloße Begierde muß auf dem Theater und überhaupt in der Öffentlichkeit alle Scherze erdulden, aber wer spottet über die Liebe? Niemand, und man darf sich nach ihr sehnen, ohne sich lächerlich zu machen, denn sie ist noch nicht versachlicht worden, sie ist hier nicht einmal von Versachlichung bedroht, wie es in Amerika und – in Deutschland der Fall sein soll.

INTERPRETATIONSVERSUCH

Der Artikel verarbeitet geschickt die Vorurteile gegenüber Frankreich und am Anfang auch Deutschland, wie sie in den 20er Jahren herrschten, differenziert sie aber und wendet sie ins Positive. Sie kommen gut in Thomas Manns Werk „Betrachtungen eines Unpolitichen“ von 1918 zum Ausdruck:

„Der Unterschied von Geist und Politik enthält den von Kultur und Zivilisation, von Seele und Gesellschaft, von Freiheit und Stimmrecht, von Kunst und Literatur; und Deutschtum, das ist Kultur, Seele, Freiheit, Kunst und nicht Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht, Literatur.“ (S. XXIII)

Hier wird den Franzosen vorgeworfen, dass sie bloß den quantitatven Wahlmechanismen der Demokratie folgen würden, wo dann schließlich eine rein zahlenmäßige Mehrheit die Politik bestimme, während Deutschland das Wahre suche (und nicht lediglich die Mehrheit).

Diese Vorurteile, die durchaus richtig waren, denn Deutschland vor 1918 war nur teilparlamentarisiert – im Gegensatz zu Frankreich, werden nun im Artikel nicht direkt aufgenommen, aber man umspielt sie: Frankreich als das freie (katholisch-barocke) Land der Liebe (flache Zivilisation nach Th. Mann), Deutschkand mit seinem diskutierten Antipornografiegesetz das protestantische Land der Gewissensstenge und sittlichen Ordnung, das sich stets frage, ob es

auch gut sei, was man tue. Das sei nicht durch „Weltanschauungen“ erfaßbar, so der Autor, denn sie seien abstrakt. Aber die befragte Jugend leide darunter und sei deshalb nicht wahr.

Zum Schluß des Beitrags betont der Verfasser, dass man die Liebe nicht versachlichen dürfe. D.h. deren Wildheit müssen gelebt werden können und dürfe nicht wie in der damaligen Bundesrepublik durch Gesetze reguliert werden. Hier kommt ein große Sympathie für Frankreich zum Ausdruck, die Deutschen werden eher skeptsich betrachtet.

Frankreich erstrebt Stahlmonopol

DIE ZEIt, 13.2.1947

zu der Frage, warum Frankreich wirtschaftlich weniger entwickelt ist

… Entscheidend ist ferner gewesen, daß sich in Frankreich der kapitalistische Geist nie scharf auswirkte, daß es das Land des *„savoir vivre“* geblieben ist, das dem kapitalistischen Ethos fremd gegenübersteht. Speziell auch in der Stahlindustrie ist dieser kapitalistische Geist wenig entwickelt. Die französischen Stahlindustriellen sind kaum expansiv eingestellt, begnügten sich vor dem Krieg bereitwilligst mit dem Absatz am heimischen Markt und sahen in der Ausfuhr nur ein fragwürdiges Ventil. Ein französischer Bankier hat bei solchen Debatten einmal gesagt, die französische Stahlindustrie ziehe Hochöfen vor, die in der Küche errichtet werden könnten.

Diese Momente lassen sich nur schwer aus der Welt schaffen oder ändern. Eine Industriemacht und eine Montanindustrie können nicht am grünen Tisch entstehen. Der kapitalistische Geist, der auch in einem Zeitalter, das als das Ende des Kapitalismus bezeichnet wird, notwendig ist, kann weder herbeizitiert noch über Reparationslieferungen bezogen werden. Auch eine Stahlindustrie muß organisch aus den Gegebenheiten wachsen. Sie braucht, wenn sie überall hin exportieren soll, nicht nur leistungsfähige Anlagen, sondern auch billige Kohle, tüchtige Arbeiter und wagemutige Unternehmer.

Meisterinnen der Dessous

Über die Herrschaft der Wäsche in der Phantasie

15. Dezember 1949, Die ZEIT

Von K. N. Nicolaus

Es ist ein weiter Weg von der Art, mit der die Jugend Griechenlands die aus Stein gehauenen Göttinnen des Praxiteles betrachtete, bis zu den platten Nasen, die sich Menschenkinder heute an den Schaufenstern von Geschäften drücken, in denen Wachspuppen die netten heute modernen Dessous zur Schau stellen. Bald nach dem ersten Weltkrieg erschien einmal im „Simplizissimus“ ein hervorragendes Bild über diese plattgedrückten Nasen: Man sah einige Halbstarke an so eine Fensterscheibe gepreßt und dahinter die Wachspuppen und darunter stand: „Frühlingserwachen in der Großstadt“. Ein Zeitdokument, solange es große Städte geben wird!

Die Herrschaft der Wäsche in der erotischen Phantasie (bekanntlich gibt es ja Theoretiker, die jede Phantasie als erotisch fundiert ansehen) ist latent. Die Funktion jener Gebilde, die man die „Dessous“ nennt, in der Weltgeschichte erscheint inopportun, eventuell shocking, und die Erforschung solcher Tatbestände wird Außenseitern überlassen. Die Franzosen allerdings – den Dingen der Erotik auch geistig sehr aufgeschlossen – machen eine Ausnahme. In Frankreich war es, wo 1861 Emile Gaborieau ein Buch schrieb: „Les cottillons célèbres“, zu deutsch: „Die berühmten Unterröcke“. ...

Der Schlüssel zu Europa

8. Dezember 1949 , DIE ZEIT

Ein Deutscher, der heute nach Paris kommt und dort mit führenden Politikern und mit dem „Mann auf der Straße“ spricht, wird immer wieder feststellen müssen, wie stark und lebendig das französische Mißtrauen gegen Deutschland ist. Wer da glaubt, dieses Mißtrauen lasse sich durch historische Wahrheitsbeweise, durch wissenschaftliche Schuldrechnungen mit Soll und Haben bis zurück zu Richelieu, überhaupt durch bloße Argumente der Vernunft einfach hinwegdiskutieren, befindet sich in einem gefährlichen Irrtum. Die französische Einstellung zu uns ist weit eher gefühlsmäßig als rational und reicht in letzte – gleichsam existentielle – Bezirke. Frankreich fürchtet uns wie etwa der Besitzer eines schönen und liebevoll gepflegten Gartens das Unwetter fürchtet.

Ein solches Mißtrauen läßt sich nicht durch Worte widerlegen, es läßt sich bestenfalls durch Taten entwaffnen. Und auch das wäre kein leichtes Unterfangen, das auf schnellen Erfolg rechnen könnte. Wir sollten nicht vergessen, daß sogar der Name Stresemanns in der französischen öffentlichen Meinung engstens mit dem Worte – „finassieren“ verbunden bleibt. Das soll ungefähr besagen, Stresemann habe nur aus der schwächeren Position heraus die Verständigung mit Frankreich gesucht, um auf diesem Wege die stärkere Position für Deutschland zurückzugewinnen; die Verständigung sei also nichts anderes gewesen als ein politischer Trick, ein Mittel zum Zweck der Macht. Wir wissen, daß der ehemalige deutsche Außenminister seine Frankreichpolitik ehrlich und ohne jeden „dolus eventualis“ geführt hat. Aber wie sollen wir es den Franzosen „beweisen“, da doch Stresemann sein Werk nicht abschließen konnte und wenige Jahre nach seinem Tode die nationalsozialistische Machtergreifung folgte, aus der sich dann allerdings die stärkere Position Deutschlands und Hitlers Angriffskrieg gegen Europa ergab. Wir haben nun einmal kein sehr vorteilhaftes Beweismaterial in unserer neuesten Geschichte.

Nun sind wir wieder einmal in der schwächeren Position und beginnen von ihr aus eine neue deutsche Außenpolitik, bemühen uns von ihr aus erneut um eine Verständigung mit Frankreich. Zwischen damals und heute liegen sechs Jahre Krieg, das Vordringen Moskaus bis an die Elbe und der europäische Beginn in Straßburg. Es gibt keinen Weg zurück zu einer nationalstaatlichen Souveränität Deutschlands im alten Sinne. Es gibt für uns nur einen Weg vorwärts: nach Europa. Dieser Weg kann uns die stärkere Position nach alten Begriffen

überhaupt nicht verschaffen, weil ja im europäischen Bunde ein Kräftespiel der Nationen gegeneinander sinnlos wird. Und deshalb gibt es für uns, wenn wir real politisch denken, nicht einmal eine Versuchung zum „Finassieren“. Denn wir können nicht zugleich europäisch und nationalistisch handeln. Aber ebensowenig kann Frankreich auf die Dauer seine Politik zugleich auf die Furcht vor den Deutschen und vor den Sowjets gründen. Es ist auf dem Wege, sich dahin zu entscheiden, daß seine Furcht vor uns die kleinere ist. Das ist schon etwas, aber noch nicht genug. Und gerade hier muß die deutsche Außenpolitik nachhelfen. Der Weg nach Europa führt über die deutschfranzösische Verständigung, weit eindeutiger noch als zur Zeit Stresemanns.

Hört man die Erklärungen französischer Staatsmänner vor ihrem Parlament, so muß man meistens zur Kenntnis nehmen, daß hinsichtlich Deutschlands die negativen Feststellungen überwiegen. Auch wenn uns etwas gewähre wird, so muß unbedingt und nachdrücklich vorher gesagt werden, was uns verweigert wurde, und sei es auch etwas, was wir selbst ganz und gar nicht wünschen,’ wie etwa die deutsche Wiederbewaffnung. Hier zeigt sich ganz deutlich die heikle innenpolitische Lage Frankreichs, die Rücksicht auf parlamentarische Opposition und öffentliche Meinung. Um so wichtiger war es, daß Bundeskanzler Dr. Adenauer von sich aus den ersten Schritt zur Verständigung tat, daß er seine Frankreichpolitik in seinem Gespräch mit der „Zeit“ mit einem Appell einleitete, der stärker noch an das französische als an das deutsche Publikum gerichtet war. Er hat nicht „finassiert“, er hat seine Aufgabe nicht als die eines Kartenspielers angesehen, der seine „Trümpfe“ vorsichtig zurückhält und erst einmal abwartet, was der Gegner tut. Mit seiner politischen Vorleistung hat der Bundeskanzler weder die deutsche Würde noch die deutschen Interessen geschädigt, vielmehr der Sache Europas einen erheblichen Dienst erwiesen.

Dr. Schumacher denkt hierüber anders. Das ist sein Recht, auch wenn er sich sachlich nicht im Recht befindet. Jedenfalls hat sich gezeigt, daß auch wir keine einfache innenpolitische Situation haben. Das gilt allerdings sehr viel stärker für die parlamentarische Opposition als für die von dieser kaum richtig gedeutete öffentliche Meinung. Aber diese Opposition hat nun wieder genügt, um die französische öffentliche Meinung zu beunruhigen, ja geradezu zu erschüttern. Bis tief in die Reihen der französischen Sozialisten hinein läßt die Kritik an der Führung der deutschen SPD an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und wie soll es erst werden, wenn in absehbarer Zeit, bei einer Abstimmung im Bundestag über den Beitritt Deutschlands zum Europarat, die SPD mit Nein stimmen oder sich der Stimme enthalten sollte. Die SPD würde dies mit ihrem Widerspruch gegen die gleichzeitige Aufnahme des Saargebiets begründen, aber in Frankreich könnte es allzuleicht als ein Votum gegen Europa wirken. Und das wäre verhängnisvoll. Bei der geringen Mehrheit unserer Regierungsparteien findet die Haltung der Oppositionspartei, die immerhin in vier Jahren Regierungspartei werden könnte, in Frankreich stärkste Beachtung.

Da nicht zu erwarten ist, daß die SPD in nächster Zeit von sich aus ihre Haltung

ändert, droht der kaum eingeleiteten deutsch-französischen Verständigung schon wieder eine echte und ernste Gefahr. Eine gewisse Entspannung ist zweifellos möglich, wenn, wie es kürzlich in Bernkastel geschah, ein kleiner Kreis französischer und deutscher Politiker sich zusammenfindet, um die zwischen beiden Völkern schwebenden Fragen in vorbehaltloser Offenheit durchzusprechen. Das Bernkasteler Gespräch war fraglos von großem Wert. Hier handelte es sich gleichsam um Männer der europäischen Vorhut als beiden Nationen, an der übrigens auch Sozialisten aus Frankreich wie aus Deutschland beteiligt waren. Und es war recht bezeichnend, daß in diesem Kreise die einmütige, und hartnäckige Ablehnung einer deutchen Aufrüstung auf unserer Seite bei den französischen Teilnehmern der Sorge um die Möglichkeiten der Verteidigung Europas begegnete. Es schien fast, als wären wir den Franzosen zu „unmilitaristisch“.

Ohne Zweifel ist zu wünschen, daß solche Begegnungen, die bereits in der Atmosphäre der Freundschaft stattfinden, sich in Zukunft wiederholen. Aber damit allein ist es nicht getan, und auch nicht damit, daß der Bundeskanzler in seiner Politik fortfährt. Es fehlt noch etwas. Es fehlt eine Antwort von verantwortlicher französischer Stelle an die Deutschen. Das ist nicht eine Frage des Prestiges, nicht etwa nur die Notwendigkeit einer Genugtuung für den Kanzler, den man nicht mit ausgestreckter Hand stehen lassen könne. Vielmehr würde der Klärung der Atmosphäre ein außerordentlicher Dienst erwiesen, wenn ein französischer Staatsmann nunmehr zu uns von unseren psychologischen Voraussetzungen her spräche, wenn er das sagte, was er in erster Linie den Deutschen und nicht den eigenen Landsleuten zu sagen hat. Die etwas erstarrte Front zwischen deutscher Regierung und deutscher Opposition könnte durch eine solche Erklärung zum deutsch-französischen Verhältnis wesentlich elastischer gestaltet werden. Und dieses Verhältnis bleibt nun einmal der Schlüssel zu Europa.

Ernst Friedlaender

Der Genius Frankreichs

Von Werner Haftmann

30. Oktober 1952, DIE ZEIT

Von Werner Haftmann

Große Bilder zu Gast zu haben, ist ein wundervolles Erlebnis. Man gewinnt größere Vertraulichkeit und Liebe zu ihnen. Gewiß, mancher hatte seine große Stunde im Louvre vor Watteaus „Gilles“, vor Poussins Dichterbild, aber Würde und Prunk der großen Galerie drangen gar zu sehr auf Distanz. Man trat vor

diese Bilder wie vor seinen Souverän. Jetzt aber sind die gleichen Bilder in der altvertrauten Hamburger Kunsthalle, und da ist man, plötzlich diesen Bildern um so vieles näher, und das Gefühl der Distanz kommt einzig noch aus ihrer eigenen Hoheit. Zufälliges mag im Spiele sein: das andere Licht, ein Sonnenstrahl, der hereinfällt und so einen Poussin aufleuchten läßt wie altes Gold, aber das Wesentliche liegt doch wohl darin, daß die uns vertraute Umwelt die andere ferne Herkunft dieser Bilder so besonders deutlich macht, ohne daß aber das Gefühl der Fremdheit aufkäme. Jetzt läßt sich genau sehen, was französische Malerei eigentlich ist. Die Bilder reden selbst davon – im Ton der Freundschaft.

Im Zeichen der Freundschaft ist auch diese Ausstellung zustande gekommen. Sie ist die noble Antwort der französischen Nation auf die Ausstellung „Französische Impressionisten aus deutschem Museumsbesitz“, die, durch den Direktor der Hamburger Kunsthalle C. G. Heise eingerichtet, im Winter 1951/52 in Paris gezeigt wurde, nachdem schon 1949 die Münchener Pinakothek eine Auswahl ihrer Meisterwerke nach Paris geschickt hatte. Eine Antwort, die eine wesentliche Mitteilung vom Genius Frankreichs bringt.

Es ist wundervoll, auf diese Mitteilung zu horchen, denn sie dringt gerade auf das, was dem Übertreibenden, Romantischen und Genialischen in unserem eigenen Geist so durchaus entgegensteht: das Bestehen auf Klarheit und das Beharren bei einem deutlichen und einfachen Begriff von Wirklichkeit. Paroxismus ist da nirgends zu finden, auch nicht jener überschwengliche Umgang mit den Dingen, der das Dingliche nur als Mittel ansieht, dem Persönlichen zum deutlichen Ausdruck zu verhelfen. Form und Maß und Zahl, und alles das entwickelt aus einer wachsamen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, das ist das Wesen der französischen Malerei. Sie ist Ausdruck einer großen Rasse konstruktiver Geister. Dazu gehört das Menschliche: es ist getragen von einem ständig wirksamen Gefühl für Würde und Haltung und wird bei den hohen Geistern – Poussin, Watteau, Géricault – durchtränkt von jener männlichen Einsamkeit und Trauer, die noch je das Zeichen einer hohen Abkunft war. Im ‚Gilles‘ Watteaus ist jenes eigentümliche Zueinander von Weitläufigkeit und Einsamkeit, von Spiel und Trauer, von ausgeformter Geselligkeit und dem Bewußtsein des letzten menschlichen Alleinseins, das sich auch durch Maske, Verwandlung und Vertauschung nicht abdingen läßt. Wie dieser ‚Gilles‘ das trägt! Und ohne Verzweiflung, ohne Sentimentalisches, mit einem verhaltenen Schmerz, der lieber lächelt als sich demaskiert. Ah, welch herrenhafter Geist, der ein solches Menschenbild aus sich herauszustellen fähig war und der das hassenswerte Heraufdringen der Gefühle an die Oberfläche zu so verhaltener Figur zu verwandeln verstand!

Das auf das Klare und das Wirkliche bedachte Genie Frankreichs kommt schon im 17. Jahrhundert, mit dem die Ausstellung einsetzt, zu prägnantem Ausdruck. Man muß sich einmal klarmachen, daß all jene Meister – allen voran Poussin – inmitten des barocken Rom lebten und arbeiteten und das Hochbarock als den repräsentativen Stil der Epoche auch anerkannten. Genommen aber haben sie

daraus blutwenig – die Pathosgeste vielleicht, den Hang zur großen Mythologie –, vielmehr geriet bei ihnen dieser ganze barocke Schwung und Drang unverzüglich unter strenge Disziplin. Formbestimmung, Definition der Dingbilder, die Architektur des Bildes, das magische Gerüst versteckter Geometrien – das war ihr Anliegen. ...

Und zur Kontinutät der Vorurteile bis heute ….

Frankreich sollte mit seiner Geschichte brechen

Keine Reform geht nicht mehr: Frankreich muss endlich seine zentralistische und absolutistische Vergangenheit überwinden. von Gerd Appenzeller

31.Mai 2013, DIE ZEIT

Nein, Frankreich soll nicht werden wie Deutschland. Eine Germanisierung unseres großen Nachbarn im Westen wäre das Schlimmste, was geschehen könnte, für die Franzosen und für uns. Schließlich fühlen sich Millionen Deutsche zu Frankreich, seinen Menschen und seiner Lebenskultur hingezogen, weil manches dort ganz anders ist als bei uns. Bei vielen Franzosen ist das übrigens ähnlich: Sie schätzen an Deutschland seine Effizienz, seine Organisation der staatlichen Verwaltung und die Zuverlässigkeit des öffentlichen Nahverkehrs. (Für die Spötter: Das gilt alles in allem auch für Berlin). Vielleicht sind beide Länder gerade wegen ihrer Gegensätzlichkeit auf der europäischen Bühne lange ein so gutes Paar gewesen.
Nun drohen aber seit dem Machtwechsel in Frankreich von Nicolas Sarkozy zum Sozialisten François Hollande die Gegensätze in der Wirtschafts- und Finanzpolitik das Gemeinsame mehr und mehr zu überlagern. Die Bundeskanzlerin ist bei ihrem Besuch in Paris von einer düsteren deutschen Hintergrundmusik aus dem eigenen politischen Lager begleitet worden, in der die Tonlage "Zur Not eben ohne Frankreich" kaum zu überhören ist. Deutschland an der Spitze einer nordeuropäischen Euro-Stabilitätspolitik, Frankreich als Anführer der Südeuropäer, die in einer Vergemeinschaftung der Schulden eher die Rettung sehen als in Reformen und schmerzenden Einschnitten? Paris und Berlin also nicht mehr der im Gleichklang laufende Motor Europas?

Die Frage ist falsch gestellt. Ein Europa, in dem die beiden wichtigsten Wirtschaftsmächte gegeneinander arbeiten, wird auseinanderfallen. Da, wo Angela Merkel die existenziellen Nöte der Südeuropäer ernster nehmen und für ihre Linderung auch gegen die Hardliner in den eigenen christ- und liberaldemokratischen Reihen kämpfen muss, geht es für Hollande um den Bruch mit einer zur Last gewordenen Vergangenheit, unter deren Gewicht Frankreich ohne tief greifende Reformen über kurz oder lang zerbrechen wird.

Die französische Gesellschaft, die Wirtschaft und die öffentliche Verwaltung sind bis heute durch die zentralistische und absolutistische Ausrichtung der Kardinäle und Staatsmänner Richelieu und Mazarin im 17. Jahrhundert geprägt. Deren Kern war das Bestreben des Staates, durch eine massive Kontrolle der gesamten Wirtschaft die Staatseinnahmen maximieren zu können. Das überholte, staatsinterventionistische Vorgehen blockiert die Wirtschaft unseres Nachbarlandes bis heute. Dieses Denken verhindert das Entstehen eines industriellen Mittelstandes und erstickt jedes Innovationsbemühen. Die Allmacht der Bürokratie lässt handwerkliche Berufe genauso unattraktiv erscheinen wie ein Ingenieurstudium oder gar den Gedanken, sich selbstständig zu machen. Das Ergebnis ist Mittelmaß, Passivität und Unproduktivität.

Der Sozialist an der Spitze Frankreichs weiß um die Defizite seines Landes. Aber so wie Deutschland vor den Hartz-Reformen und der oft geschmähten Agenda 2010 hat Frankreich heute kein Erkenntnis-, sondern ein Umsetzungsproblem. Die Menschen ahnen, alle Umfragen zeigen es, viel stärker als die Gewerkschaften und die politische Kaste, dass sich in Frankreich viel ändern muss, gerade, wenn das Land so unverwechselbar bleiben will. Dieses Einmalige ist mit der Formel vom *"savoir vivre"*, dem Wissen, wie man lebt, vielleicht unvollkommen, aber dennoch zutreffend umschrieben. Und keine Reform würde es gefährden.

RUSSLAND und die russische Seele

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.04.2012, Nr. 96, S. 28

Gebet und nehmet

Orthodoxe demonstrieren für die russische Seele

MOSKAU, 23. April

Die rund 50 000 orthodoxen Gläubigen, die, in Bussen aus den Provinzen nach Moskau gekarrt, an dem Freilichtbittgottesdienst vor der Christi-Erlöser-Kathedrale teilnahmen, seien keine Demonstranten, verkündete Patriarch Kyrill. Der Aufmarsch der Massen mit Fahnen und Ikonen, der, beschallt von Lastwagentribünen, den "guten Namen" der Kirche schützen und Solidarität mit ihrer Führung bekunden sollte, war eine Kundgebung mit himmlischen Weihen. Anlass waren die jüngsten "Verfolgungen" der Kirche, die, so der Patriarch, sowjetische Ausmaße anzunehmen drohten. Gemeint sind einzelne Übergriffe auf Gotteshäuser, vor allem aber das "Punk-Gebet" der feministischen Gruppe "Pussy Riet" in der Christi-Erlöser-Kirche vor zwei Monaten (F.A.Z. vom 2. März). Nicht zuletzt sollte die Veranstaltung auch den Skandal vergessen machen, den Kyrills Penthousewohnung, seine Schadensersatzforderungen an einen Priesterkollegen sowie seine kostbare Breguet-Uhr, die auf einem Pressefoto unlängst wegretuschiert wurde, dem Patriarchat bescherten (F.A.Z. vom 2. April). Jedenfalls ließen die 14 000 Omon-Sonderpolizisten, die die Andacht bewachten, sobald sie begann, vor ihrem Ende niemand mehr durch die Absperrung nach draußen.

Am Vorabend des Gottesdienstes hatten sich schon der Motorradfahrerklub der "Nächtlichen Wölfe" und der Klub der Besitzer von Hummer-Luxusjeeps mit einer Kolonnenfahrt für ihr geistliches Oberhaupt ins Zeug gelegt. Die Biker schmückten ihre Maschinen mit Luftballons mit Osterei-Bemalung. Ihr Anführer Alexander Saldostanow, mit Milieunamen "Chirurg", behauptete, in den Mädchen von "Pussy Riet" wüteten böse Geister. In einem der Hummer, an dessen Heck orthodoxe Kirchenbanner prangten, saß eine Gruppe Priester.

Vor Gottesdienstbeginn strahlten Großmonitore eine Fernsehansprache des Patriarchen aus, worin dieser zur Mobilisierung der Kirche aufrief und warnte, mit Heiligtumsschändung beginne jede Revolution. Als sich endlich die Königstür der Kathedrale öffnet, trägt die in österliches Rot-Gold gewandete Klerikerprozession mit Kyrill an der Spitze auch zwei beschädigte Ikonen aus dem nordrussischen Weliki Ustjug. Auf eine hieb im März ein Randalierer mit einer Axt ein. Auch im südrussischen Newinnomyssk wurde im Vormonat eine Kirche von einem Vandalen heimgesucht.

Laut dem Bittgebetstext ist all das Teil einer Verleumdungskampagne, der derzeit das russische Kirchenoberhaupt ausgesetzt sei. Mit seiner Aktion diszipliniert Kyrill nicht zuletzt die eigenen Reihen, wo sich Geistliche finden, die die demonstrativ rachsüchtige Reaktion auf "Pussy Riet" unchristlich finden und wünschten, dass der als Mönch zu Besitzlosigkeit verpflichtete Kyrill sich von der Luxuswohnung lossagt. Solche Gottesleute sind ab sofort als Häretiker gebrandmarkt.

KERSTIN HOLM

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.04.1962, S. 24

Russische Seele...

Diego Fabbri "Prozeß Karamasoff" in Düsseldorf

Bis zur Pause konnte man diesen "Digest" aus Dostojewskij als feinbürgerliche Sonntagabendkost gelten lassen. Getreu dem Prozeßschema ständig wechselnder Zeugenverhöre, marschierten die Hauptpersonen des Buches der Reihe nach auf und gaben Auskunft über Sein und Schein und ihre Funktion in diesem Getriebe. Das ergab einen schönen Zoo von Typen: Rußland der Plüschzeit vor hundert Jahren, gesehen durch das Klischee des Westens; noch keinerlei soziale Konflikte; ein

bißchen Gewalttat und Heuchelei und als Ausgleich dafür viel, sehr viel, erbaulich viel Seele. Diego Fabbri hat das so arrangiert, daß es den Konsumenten mühelos eingeht. Die ferne, fremde, fordernde Kunst des großen Romans wird gleichsam volksnah.

Nach der Pause aber gebiert diese Nähe dann den Verismus der Kolportage. Vom "Großinquisitor" hätte Fabbri besser die flinken Hände gelassen! Arglos aber oder arglistig (was mitunter dasselbe ist) hat er dieses grandiose Stück ontologischer Prosa melodramatisch auf die drei Brüder - Dimitri, Iwan und Aljoscha - verteilt, daß es zu Appetithäppchen wurde. Ponnelle ließ dazu die Lichtkegel spielen, als sei es ein Pirandello-Einf all. Werner Dahms (Iwan) machte rollendes Hoftheater, Wolf gang Arps (Aljoscha) gab selige Einfalt, und der tapfere Gerd Seid (als Dimitri im "Käfig" des Angeklagten) mußte Innerlichkeit im Gesicht produzieren: mit zitternder Lippe suchte er mutig Haltung zu zeigen. Das war sympathisch.

Gleichwohl, diese ganze "Einlage" ist nicht durch die schönste Bravour zu retten. Sie ist kunstfern, gerade in ihrem Anspruch. In solchem Mißgriff aber enthüllt sich, daß auch in unserer Gegenwart der liebe Geist der Marlitt noch spukt - sei es bei uns oder sei es in Rom. Er sorgt auf der Leinwand und im Fernsehen wie auf der Szene zuallererst für zeitlose Seele. Sie darf zwar leiden, aber muß dann siegen - und dazu verwurstet man Dostojewskij. Bis er als leuchtendes Seelengemälde in den Goldrahmen über die Hausbar paßt.

Zugleich aber ist solch ein "Zwischenartikel" (es sei hier ohne Spott gesagt, wir alle sind schwache Erdenkinder!) ein Freudenfest für die Gemüter der Mimen. Wo die Kunst und ihr lästiger Zwangskittel fern sind, dürfen sich einmal Gefühle ausleben. Gerade in diesem Stück und seinem simplen Mechanismus - wo kaum "agiert" zu werden braucht - kann jeder Typus, fern vom Geist, rhetorische Eindeutigkeit beweisen. Das führte (in Ponnelles Regie) hie und da zu virtuoser Brillanz. Carmen-Maria Köper etwa (als Katharina Iwanowna) zeigte die bittere Intrigantin von Verdi- oder Bellini-Format. Aber mit all diesem Aufwand von Arbeit und Glanz wurde nichts Neues redlich gewonnen. Und dem Alten (der Klassik im Bücherschrank) wird durch Taschenausgaben besser geholfen.

ASV